

(Nachdruck verboten.)

2) Jakob der Letzte.

Eine Waldbauerngeschichte aus unseren Tagen.
Von Peter Rosegger.

Das liebe Altenmoos.

Am Vorabende zu Frohnleichnam — das war neun Tage nach dem Schneesturm — leuchtete über den Bergen von Altenmoos der helle, glühende Sommertag. Die frischgrünen Lärchen, die drüben am Hange in jungen Beständen prangten oder eingesprenzt waren in die dämmernden Fichtenwälder, hatten — wer sie näher besah — auf allen ihren Zweigen purpurrothe Käzchen. Aber auch die Fichtenwälder waren zu solcher Zeit nicht so dämmernd als sonst, die weichen Triebe der Zweige und Wipfel, an denen auch manch' rothes Blüthenzäpfchen stand, hatten ein helleres Grün über die Wälder gehaucht. Auf den Wiesen, in deren Furchen unter Ampfer- und Lattichblättern klare Wasserlein dahingurgelten, standen in Gruppen Ahorne und Eschen, die erst auszutreiben begannen. An den Feldrainen und Gehöften schimmerte das weiße und rosige Geflochte der blühenden Rirsch- und Wildäpfelbäume, und der Duft von den weißen Blüthenzäpfchen des Traubentirschenstrauhes erfüllte weithin die Luft mit seiner berausenden Süße. Die Hafer- und Roggenfelder an den weiten Behnen schauten in ihrem schönen bläulichen Grün auf die Wiesenründe nieder. Dazwischen lagen Weideblößen, auf welchen weiße und schredige Heerden glockten; in eingezäunter Angern Schafe und Ziegen, die zu solcher Stunde schon satt waren und miteinander scherzten oder sich ein wenig faul auf dem Rasen sonnten.

Auf freien Hühungen und in traulichen Thalmulden, aber auch an feinen Behnen, am Waldrande oder in schattigen Schluchten standen Gehöfte, größere und kleinere, theils von Rirschbäumen, Linden und Eschen schier überwuchert, theils frei mit ihren Bretterdächern wie Taubengesieder in der Sonne schimmernd, theils auch bestanden von einer Gruppe wuchtiger, in Stürmen star und unbeflegbar gewordener Schirmtannen. An den Häusern kleine Gemüse- und Biergärtlein, in welchen Kefeden dufteten und Pfingstrosen stammten und inzwischen auch — selbst eine Blume der Blumen pflegend — manch' fröhlich Mägdlein. Von einem Gehöfte zum anderen führten Wege, die mit Büschen und Bäumen bestanden waren, über Feldlehnen hin zogen sich die weißen Fäden der Fußsteige, auf welchen jetzt zur Feierabendzeit junge Bursche zu Zweien oder auch zu Mehreren gesellt, langsam dahin gingen und helle Jodler sangen.

Von dem Hügel aus, auf welchem das Haus des Jakob, der Reuthof stand, konnte man in weiter Runde die ganze Gegend übersehen. Man hörte aus der Ferne den Reigen der weidenden Heerden und den halb in den Lüften verwehten Hall der Sängler. Man hörte auch aus dem engen Thalgrunde herauf das traumhafte immerwährende Rauschen der Sandach. Diese Gründe und dieses rauschende Wasser kamen aus hochgelegenen Wildschluchten, zogen sich hier in weiten Halbrund um den Hügel des Reuthofes, durchschlängelten die Gegend, Altenmoos genannt, um dann stundenlange Enggräben entlang zu ziehen und bei dem Pfarrdorfe Sandeben in das Thal der Freising auszumünden. An der Sandach standen Getreidemühlen, an den höher gelegenen Halben duckten sich dort und da die grauen Hütten der Sommerstadeln und der Holzhauer.

Auf dem Hügel des Reuthofes stand man wie mitten in dem weiten felder- und wiesenreichen Bergkessel, und ein wellenliniges, in ferneren Höhen blauendes Waldrund schloß den Gesichtskreis. Wo sich so die Linie zog zwischen Erde und Himmel, da stand hier und dort aus jüngerem Waldbuch das scharfe Bähnchen eines verkorrten Tannenbaumes oder eines struppigen Lärchenwipfels in das Firmament auf, gleichsam wie Lanzen, die auf der Hochwacht die stille Berggemeinde Altenmoos einfriedeten. Von dem Dachfenster des Reuthofes aus konnte man eine Felsenspitze sehen, die hinter dem westlichen Höhenzug emporragte — ein Zeichen des nahen Hochgebirges.

Eine Kirche hatte die Gemeinde Altenmoos nicht, sie war eingepfarrt zu Sandeben. Für den Hausgebrauch hatten alle größeren Höfe ihre Kapellen oder Kreuzsäulen, davor

die Leute, welche nicht zur Pfarrkirche kommen konnten, ihre Andacht zu verrichten pflegten. Mit den Vorgehenden war die Gemeinde Altenmoos durch einen einzigen Fahrweg verbunden, der an den Gängen und Wänden der Sandach-Schluchten hin angelegt über zahlreiche Stege und Brücklein führte.

Wenn man vom Reuthofe aus der Sandach entlang aufwärts ging, so kam man durch Wald und Geschläge, an welchen manch rauchende Kohlenstätte stand, dann kam man in Haselnuß- und Erlengebüsche, und dann kam man in Sand- und Steinhalden, wo zwischen der wildwuchernden Pflanzenwelt moosige Felsblöcke lagen, die herabgekommen sein sollen von dem Hochgebirge, welches sich hinter diesen Vorbergen gewaltig erhebt. An den beiden Hängen ziehen sich einengende Felsrippen nieder. Hier klettert der kümmerliche Fußsteig über einen Steinwall, der mit Wildfarren, Dornsträuchern und Schierling bewachsen ist. Das Wasser gräbt sich unten schäumend und schreiend durch eine Kluft, die tief und finster und so eng ist, daß ein Mann mit ausgespreizten Beinen zugleich an beiden Rändern stehen könnte. Heute greift hier das Geflecht der Baumwurzeln und Sträucher, das Geflecht der Moose von beiden Ufern schon so sehr ineinander, daß die Sandach an dieser Stelle kein Tageslicht mehr hat.

Hinter dem Steinwall mit solcher Wasserriesel weitet sich die Schlucht, und der Fußpfad schlängelt von dem rauhen Schutthügel nieder in einen stillen Grund, der von nackten Felswänden umstanden ist. In dem kleinen sandigen Thale wuchert kein Gestrüpp, stehen nur in Gruppen schlanke und üppige Fichtenbäume. Das Wasser rieselt im breiten Bette fast lautlos und so klar, daß man jedes Goldfünkeln sprühen sieht in seinem Sandgrunde. In diesem Wasser ist keine Forelle zu sehen, im Gesele kein Vogel zu hören; aber Gidehfen pfeifen, wenn man ihnen auf den Schweiß tritt. Wir biegen um eine Fichtengruppe, und es liegt ein See da. Er ruht in einem Kessel und hat mehrere Buchtungen. An seinem Rande, wo bemooste Felsstrümmen hervorragen, ist er durchsichtig, an tieferen Stellen grün wie der reinste Smaragd; gegen die Mitte hin dunkelt sich die Farbe, dort soll — so spricht die Sage — das Wasser unermesslich tief sein.

Hinter dem See — wenn wir unsere Schritte weiter lenken — hebt ein dumpfes Tosen an. Schreiten wir zehn oder zwölf Minuten lang dahin in diesem kühlen Grunde, so werden unsere Kleider feucht von einem feinen Wasserstaub; auch an allen Bäumen hängen Tropfen. Dann stehen wir vor dem Wasserfall. Der springt thurmhoch von einer Felsenrinne nieder, macht zwei große Absätze, in denen er schneeweiße Bänder bildet, und stürzt sich in einen Tümpel. In diesem Tümpel schäumen, kreisen und kochen die wild herabgeworfenen Wellen, daß aus den eisigen Quirlen ein Nebelqualm aufsteigt, der alles Gestein und alle Pflanzen bethaut, die im Grunde stehen. Der ebene Sandgrund mit seinen grünen Säumen ist hier zu Ende, hinter dem Wasserfall heben die hohen Felswüsten an.

Das kleine Hochthal war von den letzten Häusern des Altenmoos nur eine Stunde weit entfernt, aber selten kam ein Altenmooser hinauf. Es hatte Niemand dort etwas zu suchen, und wer doch einmal über das Hochgebirge mußte, der rastete wohl auf einem Stein am See, aber nicht lange. Der Grund war ihm zu leblos und zu still. Das Hochthal war benannt: Im Gottesfrieden.

Also ist das Berg- und Waldrund beschaffen, welches unsere Gemeinde umgibt und in welchem der Jakob Steintenter sein Haus hat. Das liebe Altenmoos.

Der Mann mit den Tausenden scheidet ab.

An diesem Vorabende zu Frohnleichnam, da zu Altenmoos der frohe Feiertag anhub, und auch im Reuthofe die knechtlichen Arbeiten schon zur Ruhe gekommen waren, hielt der Jakob noch nicht Rast. Er hämmerte an der Kapelle die letzten Dachbretter fest; nun war der Schaden wieder getilgt, den der stürzende Bindenast angerichtet hatte. Die darüber aufragende Linde prangte in voller Pracht, und man merkte im finstergrünen Buschwerk kaum mehr die Scharte, wo der Ast herabgebrochen war. So hatte der Sommer rasch und ruhmreich gesiegt über jenen tückischen Eindringling zu

Pfingsten, wie solcher zur Frühlingszeit wohl manchmal anzurücken pflegt in der hochgelegenen Gegend von Altenmoos.

Zu wahrer Erhebung gereichte es dem Jakob, daß dem Bildnisse der Kapelle nichts geschehen war. Der roh geschnitzte, mit hellen Farben bemalte heilige Jakobus war unverfehrt auf seinem Altar stehen geblieben, während der gebrochene Ast unter Schnee und Splintern zu seinen Füßen lag. Dieser Heilige war der Schutzpatron des Hauses. Jakob's Vater hatte Jakob geheissen, und dessen Vater hatte auch Jakob geheissen, und so der Großvater und der Urgroßvater, und jeder Hausvater auf dem Reuthofe hatte Jakob geheissen, weil vor Jahrhunderten der Mann, welcher die Ansiedelung gegründet, den Grund urbar gemacht und die Steine ausgereutet, Jakob geheissen hatte. Jakob, der Steinreuter. Von dem frommen Sinn und der kunstreichen Hand dieses ersten Jakob stammte, den Ueberlieferungen der Familie gemäß, das Bildniß, und so war die Statue und der Name ein besonderes Band, das sich von Geschlecht zu Geschlecht herabflocht und jeden Jakob Steinreuter enge mit seinen Vorfahren und seiner Scholle verknüpfte.

In die innere Wand der Kapelle war in aufrechtstehender Richtung eine Reihe von etwa sechs Schuh langen Brettern genagelt. In jedes dieser Bretter waren gegen den oberen Rand hin die Buchstaben J. S. eingeschnitten, und darunter eine Jahreszahl. Das waren die Leichbretter; auf jedem derselben war ein Jakob Steinreuter ausgestreckt gelegen drin im Hause, bevor sie ihn auf den Kirchhof trugen. Dann sind zum Gedächtnisse diese schmalen Läden hier aufgestellt worden in der Kapelle des heiligen Jakobus.

In diesem Tage sollte der Heilige, gleichsam zur Urständfeier, besonders geschmückt werden. Die kleine Angerl mit den langen schwarzen Haarsträhnen, die eben aus der Schule heimgekehrt war, kam und brachte ein mit Wasser gefülltes Glas, in welchem zwei Pfingstrosen staken. Und es kam der kleine Friedel mit den kugelrunden Bergischmeinnichtaugen, der brachte das andere mit Wasser gefüllte Glas, in welchem zwei weitere Pfingstrosen staken.

„Brav seid Ihr!“ sagte der Jakob zu seinen Kindern. Dann nahm er ihnen die Gläser aus den kleinen Händen und stellte sie zu beiden Seiten der Statue auf. Er mochte dabei vielleicht weniger an den heiligen Apostel, den das geschnitzte Bild vorstellen sollte, denken, als vielmehr an seine Voreltern, die das Bild gestiftet und bewahrt hatten und die er in ihm verehrte.

Vom Schachen herüber, barfuß, in zerfasertem Höslein, mit struppigem Haar und glühenden Wangen, kam der Jackerl, er zerzte zwei gefällte Lärchenbäumchen herbei und schrie vor sich das Sprüchel hin:

„Droben auf dem Kögerle
Sihen drei Bögerle,
Danz g'hört mein, oanz g'hört Dein,
Danz g'hört dem Regerle.“

Als er mit seinen Bäumchen an Ort und Stelle war, erfaschte er schnell das Beil, hieb es in die Holzwand der Kapelle, daß es darin stecken blieb. Der Vater verwies ihm dies, und allsogleich riß der Knabe das Beil wieder an sich, schleuderte es über den Angerzaun, daß es Funken gab in den Steinen und lief mit dem Geschrei: „Droben auf dem Kögerle sihen zwei Bögerle!“ davon.

Als endlich an und in der Kapelle alles in Ordnung war, nahm der Jakob den kleinen sanften Friedel an der Hand und sagte: „Wenn Du Jakob hießest und der Andere Friedel — wär' mir lieber. Der Andere Friedel! es ist zum Lachen. Unfriedel, wenn er geheissen wär. — Komu, Bübel.“

Er ging mit dem Knaben den ebenen Fahrweg hin gegen das Nachbarhaus des Knatschel, das dort drüben am Rande des Waldes stand. Dasselbige Haus war in Aufregung. Der Knatschel that seit acht Tagen nichts mehr, als übersiedeln. Sein Weib, sein Gesinde, seine Ochsen halfen ihm dabei, theils mit Freuden, theils mit Schmerzen, theils mit Stumpfheit; den Ochsen freilich ist es gleichgiltig, woher und wohin sie müssen, überall an den Pflug und an die Fleischbank, sie sind überall Ochsen. Das ganze Haus räumte der Knatschel aus, die ruhigsten Kästen und Kübel und Pfannen und Bettstätten schleppte er auf großen Karren davon.

Der kleine Friedel blickte jetzt nicht hin, sondern auf die gegenüberstehende Berglehne, an welcher Bauernhäuser in einziger Entfernung von einander standen.

„Vater,“ fragte der wißbegierige Knabe, „wie heißt es dort?“

„Dort heißt es bei den Grubbauern,“ antwortete der Vater.

„Und auf der anderen Seite, ganz oben auf dem Berg, ganz oben, wo das Weiße ist, wie heißt es dort?“

„Dort heißt es beim Guldeisner,“ sagte der Vater und sagte es in einem schier feierlich getragenen Tone. Der Guldeisner war der größte Bauer zu Altenmoos, sein Grund war so weit, daß man — wie der Umschel-Peter sich ausdrückte — mit einem guten Schustermesser daraus fünf Bauerngüter schneiden könnte. Der Guldeisnerhof mit seinen vielen Wirthschaftsgebäuden lag oben auf der Hochfläche da wie ein kleines Dorf. Das Wohnhaus war zur Hälfte gemauert und schaute mit der weißgelüchten Wand schier hochmüthig herab auf die in der Gegend weitem zerstreuten Nachbarn.

(Fortsetzung folgt.)

Shoddy.

Ein Wollgewebe, zu dessen Herstellung ein kleinerer oder größerer Prozentsatz von Lumpen- oder Kunstwolle verwendet worden ist, nennt man Shoddy. Die Kunstwolle wird aus alten Lumpen gewonnen. Die fabrikmäßige Ausnutzung der Lumpen datirt aus dem Jahre 1854, in Huddersfield in England entstanden die ersten Fabriken für Kunstwolle. Heute ist die Fabrication von Lumpenwolle zu einem integrierenden Theil der ganzen Textilindustrie geworden. Man kann mit Sicherheit behaupten, daß auch die reichste Dame heute schon ein Kleid getragen hat, zu dem, wenn auch vielleicht in geringer Menge, Kunstwolle mit verarbeitet worden ist. Deutschland besitzt in Berlin, Düren, Worms, Breslau, Guben, Hannover, Neuß, Nachen, Wesel u. s. w. große Werkstätten, in denen man aus Lumpen neue Wolle macht.

Ein interessantes, etappenmäßiges System dient zur Gewinnung des Ausgangsmaterials. Die erste Stufe ist der Tauschhandel; der Hausfärrer kauft vornehmlich auf dem Lande, für einige Knöpfe, Stednadeln oder dergl. ganze Säcke voll Lumpen ein, die er an das „Haus“ in der Stadt abgibt. Das „Haus“ ist der bekannte Lumpenkeller, in dem zunächst eine oberflächliche Scheidung vorgenommen wird. Die Kleider werden aus dem bunten Allerlei herausgesucht, etwa Brauchbares noch an den Trödler verhandelt, von den Lumpen werden Knöpfe und Besatz abgetrennt u. s. w. Ein größeres Handlungshaus kauft nun von 20—30 solcher Firmen die Waare und beginnt schon mit einer wissenschaftlichen Sortirung: Wolle zu Wolle, Baumwolle zu Baumwolle, Seinen zu Seinen. Eine Reihe solcher Firmen bildet endlich den Markt für das große Exporthaus, dessen Lumpenwerthe hunderttausende von Mark bedeuten. Ein letztes Sortiment gruppirt die Farben, die Kamm- und Streichwolle, die hoch- und minderwerthige Qualität, und die Waare ist fabriktfertig.

Ein kleines Kapitel zur Völkerverpsychologie stellt die nach Nationen scharf getrennte und den Händlern wohlbekannte Differenzirung der Lumpen dar. Je arbeitssamer und sparsamer ein Volk ist (wird wohl heißen müssen: Je niedriger die Löhne und die Lebenshaltung sind. D. N.), desto schlechter und abgetragener die Lumpen, wozu freilich auch das Klima beiträgt. England z. B. hat so miserable Lumpen (können die nicht von Shoddy-Geweben herkommen? D. N.), daß es gezwungen ist, für seine Kunststoffabriken einen mächtigen Import zu pflegen. Deutschland dagegen liefert ganz vorzügliche Lumpen und nimmt daher auf dem Lumpenweltmarkt eine bedeutende Stelle ein. — Wenn das Rohmaterial nicht ganz frei von vegetabilischer Faser ist, wenn es noch Baumwollreste u. dgl. enthält, so wird es noch vor der Verarbeitung carbonisirt, d. h. es kommt in ein Bad, in dem sich einige Procent Schwefelsäure oder in neuerer Zeit auch wohl Chloraluminium oder Chlorammonium befinden. Ist die Wolle damit ordentlich durchfeuchtet, so wird sie in einen Trockenofen gebracht und auf 80 bis 100 Grad erhitzt. Dabei entweicht alles Wasser, die Säure oder die Salzlösung wird höchst koncentriert und hat alsdann die Fähigkeit, alle pflanzliche Faser zu verkohlen, während sie das animalische Haar, die Wolle also, garnicht oder höchst unwesentlich angreift. Die feinen Kohlenstäubchen aber, in die sich die Baumwolle verwandelt hat, können durch Klopfen und Schlagen leicht entfernt werden.

Um aus den Wolllumpen ein spinbares Material zu gewinnen, kommen dieselben in den sogenannten „Wolfs“. Man hat sich hierunter eine große rotirende Trommel vorzustellen, die inwendig mit scharfen Zähnen besetzt ist. Hier werden die einzelnen Stücke zerzaust und zerkleinert, so daß man schließlich ein Material erhält, das zwar natürlich verschieden gefärbt ist, in seinen übrigen Eigenschaften aber natürlicher loser Wolle ähnelt. Diese verschiedenen Farben haben den Fabrikanten (und noch mehr ihren Angestellten. D. N.) übrigens schon viel Kopfzerbrechen gemacht; bisweilen wird heute so echt gefärbt, z. B. bei Anwendung von Alizarin, daß es auch bei den Lumpen nicht möglich ist, die Farbe wieder zu beseitigen, und wenn sich nicht gerade für dieselbe Nuance genügend Stoff vorfindet, so ist natürlich eine weitere

*) Nach einem in der zu Neujahr begründeten Halbmonatsschrift „Die Technik“ erschienenen Aufsatz von Dr. Felix Kuh. Das genannte Blatt erscheint in Fischer's technologischem Verlag, M. Kraayn zu Berlin.

Verarbeitung ausgeschlossen. Andererseits ist es, eine weitere Er- rungenschaft der Abfallindustrie, gelungen, den Indigo, mit dem viel- leicht ein Theil der Lumpen gefärbt war, daraus wieder zu ge- winnen und von neuem zu benutzen.

Es sei hier auch erwähnt, daß das Verhalten der Farbstoffe das einzige zuverlässige Kennzeichen abgibt, um in einem fertigen Stück das Vorhandensein von Kunstwolle zu ermitteln. Befeuchtet man eine kleine Probe des Stoffes, den man etwa zu einem neuen Paletot bestimmt hat, mit einem Tropfen einer Flüssigkeit, welche den Farbstoff angreift, so wird sich natürlich eine ganz gleichmäßige Aenderung zeigen, wenn die ursprüngliche weiße Schafwolle in ge- wöhnlicher Weise gefärbt ist und daher alle einzelnen Fasern das gleiche Verhalten zeigen müssen. Die einzelnen Haare der Kunst- wolle dagegen waren, gleichsam während ihres ersten Lebens, schon einmal gefärbt; mit den verschiedensten echten und unechten Farbstoffen beladen, sind sie verarbeitet worden und haben durch eine Ueberfärbung eine oberflächliche Gleichheit erhalten. Wirkt jetzt auf das Stückchen Tuch z. B. ein Tropfen Salzsäure ein, so wird man mit Hilfe einer ein- fachen Lupe alsbald sehen, daß sich der eine Faden ändert — er verliert seine Farbe —, während der andere sie behält. Auch bei normalem Tuch ist es natürlich möglich, daß Kette und Schuß ver- schieden reagieren, der Schluß auf Shoddy ist nur gerechtfertigt, wenn sich die Fasern eines oder zweier entsprechender Fäden ver- schieden verhalten. Wirkt Salzsäure vielleicht überhaupt nicht ein, so muß man den Versuch mit etwas Spiritus oder Chloroform wiederholen. Das ganze Experiment kann jeder leicht und sicher ausführen und sich dadurch unter Umständen vor Uebervorthellung schützen.

Der Unterschied, der durch die ganze Textilindustrie geht und auf der verschiedenen Länge des Wollhaars beruht, lehrt auch in der Kunstwollindustrie wieder. Man spricht von Streichwolle, wenn das Haar höchstens 2 Zoll lang wird und nennt die längeren Sorten Kammwolle; danach theilt sich die ganze Spinnerei: die Streichgarn- spinnerei übernimmt die Streichwolle unmittelbar und verarbeitet sie zu Streichgarn, während die Kammwollen in der Wollkammerei zunächst zu Kammzug ausgekämmt werden. Dieser Kammzug gelangt alsdann in die Kammgarnspinnerei und dient endlich zu den glatten Kammgarnstoffen, während das Streichgarn zur eigentlichen Tuch- fabrikation benutzt wird. Dieser Hauptklassifikation folgend, spricht man von Mungo, wenn zur Herstellung die kurzen Streichwollen, von Shoddy, wenn lange Kammwollen zur Bereitung der Kunstwolle gedient haben. —

Kleines Feuilleton.

— **Altgriechische Theaterbillets.** In der letzten Sitzung des Deutschen archäologischen Instituts in Athen hielt der griechische Gelehrte Sporonos einen interessanten Vortrag über altgriechische Theaterbillets. Bereits vor einiger Zeit ist in Athen und haupt- sächlich in Piräus eine beträchtliche Anzahl von Metallplättchen aufgefunden worden, die man bisher als sogenannte „Symbole“ be- zeichnete. Der genannte Gelehrte weist nun in überzeugender Weise nach, daß dieselben nichts weiter als Eintrittskarten zu den Theatern und zwar speziell zu dem Dionysos-Theater aus der Zeit des Redners und Staatsmannes Lykurgos (ca. 320 v. Chr.) sind. Die Plättchen zeigen entweder einen nach links gewendeten Kopf der Athena (im Gegensatz zu Münzen, wo der Kopf nach rechts gelehrt ist) oder den Kopf eines Löwen oder Buchstaben des Alphabets, seien es einfache, doppelte oder dreifache. —

— **Die Kriegszeitung der kubanischen Aufständischen.** Ein Unikum auf dem Gebiete des Zeitungswesens ist die Kriegszeitung der kubanischen Aufständischen, deren dreizehnte Nummer kürzlich erschienen ist. „La Independencia“ betitelt sich das Blatt. Die Schwierigkeiten, unter denen es hergestellt wird, sind wohl einzig in ihrer Art. Der Seher, der zugleich Redakteur der Zeitung ist, hat einen ledernen Seltstapfen auf einem Strohsack am Halse des Pferdes befestigt, und während sich die Freiheitkämpfer auf dem Marsche befinden, redigirt und setzt er die in Broschürenformat erscheinende, acht Seiten starke Zeitung. Nur hier und da wird der Pferdehals mit dem grünen Rafen vertauscht, wo alsbald der merkwürdige Jünger Gutenbergs mit mehr Mühe seinem Beruf obliegen kann. Manchmal ist er übrigens auch gezwungen, den Seb-Winkelhaken mit dem Gewehr zu vertauschen. Gedruckt wird die Zeitung auf einer Holzpresse, ähnlich derjenigen, die die kubanischen Bauern zum Pressen ihrer Käse verwenden. Der Name des genialen Redakteurs, Sehers und Druckers ist José Guinot. Als literarische Mitarbeiter zeichnen 19 in der kubanischen Bewegung hervorragende Personen. „La Independencia“ ist das offizielle Organ der Revolutions- regierung. —

Literarisches.

— **Friedmann, Dr. Fritz. „Erzwungene Ruhe“.** 2. Auflage. Zürich, Casar Schmidt. 191 S. Preis 3 Mark. In diesem Buche erzählt der ehemalige Berliner Rechtsanwalt seine Erlebnisse im Gefängnis zu Bordeaux. Es läßt sich nicht leugnen, daß man dabei ab und zu etwas Interessantes zu hören bekommt. Der allgemeine Eindruck aber, den man erhält, ist ein höchst unsympathi- scher. Ist meint man, einen eingebildeten Hahn zu sehen, der auf dem Mist tragt. Stets wird der Autor an die erste Stelle gerückt und ins hellste Licht gestellt. Der Verfasser spricht von sich wie von einem Götzen, in einem weinerlichen, gesucht sentimentalen Tone, er

betont immer wieder seinen Göttesglauben, seine Zugehörigkeit zum Protestantismus, seine Bekanntschaft mit abeligen Damen, lobt die französischen Gefängnisbeamten über den grünen Klee, konstatirt und konstatirt, daß er schon seit seiner Schulbahnzeit die große franzö- sische Nation in sein Herz geschlossen. Summa: Schwabbeleien eines Romödianten. —

k. **Die russische Zensur gegen französische Zaren- schmeichler.** Während des Zarenbesuches in Paris haben die Dichter und Akademiker Francois Coppée, Sully-Prud- homme und de Hérédia in hoffähigen Versen das Zarenpaar an- geschmeichelt. De Hérédia wurde sogar ob seiner besonders speichel- lederischen „Poésie“ zur Ehre des Handlusses bei der Zarin zu- gelassen. Es war daher sehr natürlich, daß die Genannten zur Vergrößerung ihres Ruhmes an den Export ihrer Lobgesänge nach Rußland dachten. Wie aber nun der „Gaulois“ mittheilt, hat die russische Zensur die sein gedruckten Heftchen dem Herausgeber zurück- geschickt mit der lakonischen Bemerkung: „Retour. — Verboten.“ Dasselbe Schicksal ereilte die Reisebeschreibung des Kronungs- berichterfatters des „Gaulois“, Henri Lapauze: „Von Paris bis zum Wolgastfluß“, trotzdem dieser waschechte Zarenschwärmer seine An- gaben über Rußland unter dem Dittat zarischer Würdenträger niederschrieb. Der „Gaulois“ glaubt an ein „bedauerliches Miß- verständniß“. Er weiß aber nicht, daß die Geschichte der russischen Zensur derartiger heiterer Mißverständnisse voll ist. —

Theater.

— **Ibsen's „Volksfeind“ im Schiller-Theater.** „Er spielt den Stockmann in der Ibsenmaske“, flüsterte die Madame in Schottisch, als der erste Akt vorüber war. „Die Redaktionszwe- re erinnert doch lebhaft an Gustav Freytags Journalisten“, so belehrte die schöne Seele weiter ihre minder gebildete und darum gläubig zuhörende Nachbarin. Als der Vorhang sich über den letzten Akt gefenkt hatte, faßte Madame ihr Urtheil dahin zusammen, daß der Schluß ihr eigentlich garnicht gefallen thäte. Man mag wenig erbaut davon sein, daß im Lessing-Theater die mit einem guten Theil zynischer Selbstverachtung vermischte Frivolität der Bankiers und Kommerzienräthe den Ton angebt; man mag hinwiederum darüber klagen, daß das Volksbühnen-Publikum mehr den Kampfscharakter eines Stückes als seine dichterische Schönheit zu würdigen wisse. Was wollen diese Unannehmlichkeiten aber bedeuten gegenüber der ge- bildeten Stellung, die das kleine Pflasterthum, das im Schiller- Theater gar vielfach vertreten, zur Kunst einnimmt? Man muß der Leitung dieser Bühne nachsagen, daß sie dem Verständnis des Publikums das relativ Beste bietet, daß sie sich von aller Frivolität, ohne die fast keine Bühne vermeint bestehen zu können, vorsichtig fernhält, aber gerade in diesem löblichen Streben scheint auch bedingt zu sein, daß es oft ausbleibt, als ob der ehrenwerthe Buchdrucker- besitzer und Mäßigkeitsvereiner aus Ibsen's Stück nicht auf der Bühne sondern im Parterre agirte.

Die Aufführung des „Volksfeind“ gelang recht gut, wenn auch die im Schiller-Theater wohl als selbstverständlich hinzunehmende Thatsache konstatirt werden muß, daß kaum einer der Mitwirkenden sich getraute, seine Rolle selbständig zu individualisiren. Allenfalls machte Herr Pauly eine Ausnahme, der in dem Stadtrichter eine scharf ausgeprägte Charakterfigur aus einem Guß schuf. Der wackere Babearzt Stockmann wurde von Herrn Patry ein wenig burchilos gespielt, man mußte ihn zum Theil mehr für einen harmlosen Renommisten, denn für den ersten Wahrheitskämpfer halten. Recht treffend war auch der Redakteur Hauskopf von Herrn Frobbse gezeichnet, auch Herr Dahlen wußte den Buchdrucker gut zu geben. Die Besetzung der Frauenrollen befriedigte wenig, allenfalls verdient Frä. Detschy als Frau Stockmann genannt zu werden. Was den Darstellern der Hauptrollen so zuweilen an Charakter abgehen mochte, suchte die Regie augenscheinlich durch desto schärfere Kenn- zeichnung des „Volkes“ zu ersetzen. In der Volksversammlung-Szene machte Herr Johannes Hagel mit Pfeifen und Nachtwächter-Hörnern einen Lärm, der im nüchternen Norden geradezu als beispiellos gelten kann. Hier wäre Mäßigung am Platze. Der naive Theil des Publikums nahm das Stück beifällig auf; wer gebildet sein wollte, schwachte haarsträubendes Zeug über Ibsen. —

— **Georg Hirschfeld, der Verfasser der „Mütter“,** hat dem Deutschen Theater ein abendfüllendes Drama eingereicht. Es ist ein Schauspiel und heißt „Agnes Jordan“. Dieses Stück und Halbe's neuestes Bühnenwerk „Mutter Erde“, das ebensfalls vom Deutschen Theater angenommen wurde, werden noch in dieser Spielzeit gegeben werden. —

— **Die Herren J u l d a und S u d e r m a n n** erklären, daß sie ihrem Freunde Neumann-Hofer zwar einen geringfügigen Beitrag zu seinem geplanten Unternehmen angeboten haben, daß sie aber mit dieser privaten Dienstleistung weder eine Beteiligungs an den Geschäften des „Lessing-Theaters“, noch irgend eine Einschränkung ihrer künstlerischen Freiheit und ihrer Beziehungen zu anderen Berliner Theatern beabsichtigen. — Die Pacht des Lessing-Theaters stellt sich für Neumann-Hofer auf 125 000 M. jährlich. Da aber für Garderobe und Restauration auf etwa 40 000 M. Unterpacht zu rechnen ist, beträgt die Pacht des Theaters allein 85 000 M. jährlich. —

Völkerkunde.

— **Interessantes über chinesische Art und Sitte** weiß der Engländer G. H. Parker zu erzählen, der viele Jahre in diplomatischer Mission im „himmlischen Reich“ verbracht hat.

Nach seiner Ansicht ist der ganze Ozean den Chinesen aufgefessen, indem er ihre feierliche Weise ernst nahm. Sie sei nur der Deckmantel für pffiffige Durchtriebenheit. Der Humor gilt den Chinesen als hohe und wichtige Eigenschaft, die sie bei der Jugend ihres Landes zu entwickeln bestrebt sind, und mancher ihrer Nationalhelden verdankt seinen Ruhm mehr seinen listigen Streichen, als seinen Thaten. Ein unbezwinglicher Trieb zum Mystifiziren ist ihnen gemeinsam, und die Lüge ein so anerkanntes Mittel des öffentlichen Verkehrs, daß man sich ihrer anstandslos bedient, auch wo alle Wahrscheinlichkeit fehlt. So nehmen selbst hohe Würdenträger einen oft jahrelangen Urlaub unter dem Vorwand, der feierlichen Erhumirung und Beisehung der Leiche ihres Großvaters anzuwohnen oder ihre alte Großmutter besuchen zu müssen. In letzterem Falle wird öfters die Formel gewählt, die alte Kuh sehne sich danach, ihr Kalb zu lecken. Zu gewissen Festen ist es Sitte, Geschenke zu versenden, die zumeist aus Lebensmitteln bestehen. Der Empfänger behält nach der Etikette nur ein Minimum davon, und hat an die Ueberbringer ein reiches Trinkgeld zu entrichten, das diese sodann mit ihren Herren theilen. Die angeheftigsten Mandarine betreiben diesen Handel ohne Scheu und die nöthigen Geschenke werden ganz öffentlich gegen eine stundenweise Leihgebühr von den Händlern entlehnt. Der Höhepunkt sanktionirter Verstellung aber kommt bei Trauerfällen in Anwendung, wo der Grad des Jammergehüßes vorgeschrieben ist. Will dasselbe einem Glied der kaiserlichen Familie, so wird Mäßigung direct als Majestätsbeleidigung angesehen, und manche Hoffschranze ist schon der Ungnade verfallen, weil man ihr aufgebracht, daß sie bei einem fürstlichen Begräbniß nicht andauernd und herzbrechend genug geplärrt hat.

Geographisches.

— Die seltsame Erscheinung des **Todtwassers** schildert Frithjof Nansen in der soeben erschienenen Beschreibung seines Reisetages „In Nacht und Eis“ (Leipzig, F. A. Brockhaus). Eines Tages, als die „Fram“ an der Taimyr-Insel entlang fuhr, sah Nansen von der Tonne im Mast aus vor sich festes Eis, das weiteres Vordringen verhinderte. Auf dem Eise waren nach allen Richtungen bärtige Seehunde zu sehen und außerdem ein Walroß. Wir hielten auf die Eiskante zu, um zu verstehen; aber die „Fram“ hatte „Todtwasser“ und wollte nicht vom Fleck, trotzdem die Maschine mit vollem Druck arbeitete. An ein Weiterkommen war für den Augenblick nicht zu denken; wir schlepten die ganze Seeoberfläche mit uns. Ein eigenthümliches Phänomen, dieses Todtwasser! Hier hatten wir mehr Gelegenheit, es zu studiren, als wünschenswerth war. Es scheint nur da vorzukommen, wo eine Süßwasserschicht auf der Oberfläche über dem salzigen Seewasser liegt, und wird dann wohl dadurch gebildet, daß das Süßwasser vom Fahrzeug mitgeschleppt wird, wobei es über die schwere Seewasserschicht wie eine feste Unterlage gleitet. Der Unterschied zwischen den beiden Schichten war hier so groß, daß wir der Oberfläche des Meeres Trinkwasser entnehmen konnten, während das durch den Bodentrab der Maschine erhaltene Wasser viel zu salzig war, um im Kessel verwendet werden zu können. Das Todtwasser zeigt sich als größerer oder kleinerer Wasserrücken oder als Wellen, die sich quer übers Kielwasser erstrecken, die eine hinter der anderen. Manchmal kommen sie fast bis zur Mitte des Schiffes. Wir hielten einen gekrümmten Kurs ein, drehten zuweilen ganz herum und machten alle erdenklichen Seitensprünge, um loszukommen; aber es half alles nichts. Sowie die Maschine still stand, wurde das Fahrzeug gleichsam rückwärts gezogen. Trotz der Schwere der „Fram“ konnten wir jetzt mit voller Fahrt bis auf zwei oder drei Meter der Eiskante nahe kommen, und spürten dennoch kaum einen Stoß, wenn das Schiff diese erreichte. Wir brauchten die ganze Nacht, um eine Strecke von 20 Seemeilen zurückzulegen, und erst um 6 Uhr morgens kamen wir in etwas dünneres Eis, das uns vom Todtwasser befreite. Der Uebergang war fühlbar. In demselben Augenblick, als die „Fram“ durch die Eiskruste schnitt, machte sie einen Satz nach vorn und glitt von da an mit gewöhnlicher Fahrt vorwärts. Seit dem Tage spürten wir das Todtwasser nicht mehr viel.

Technisches.

— **Muschelseide.** Viele Muscheln besitzen im Fuß eine Drüse, die eine Fasersubstanz absondert. Diese dient den Thieren zur Anheftung an Klippen, am Meeresgrund etc. Schon im Alterthum wurde der Bart der Steadmuschel (Pinna) zu Geweben verarbeitet, besonders der der Pinna nobilis. Die Pinnen leben in den heißen und gemäßigten Meeren und erreichen zum theil eine Länge von zwei Fuß, wie die Pinna squamosa des Mittelmeeres. Die Alten verfertigten vom Barte dieser Muscheln kostbare Byßgewebe. Auch heute macht man in Unteritalien und in Südfrankreich daraus Weste und Webereien, jedoch mehr der Kuriosität wegen, als daß ein Handelsartikel daraus würde. Man kann sie besonders in Palermo und Lucca antreffen. Neuerdings werden in diesen und anderen Städten Italiens, Sardinien und von Korsika auch Shawls, Schuhe, Handschuhe, Hüten, Geldbörsen etc. aus dem Barte der Pinna gemacht. Man findet diese an den Küsten von Korsika und Sardinien, von Malta und Sizilien und an der ganzen westitalienischen Küste in großen Mengen, besonders in stillen Buchten mit Schlammgrund, wo sie in einer Tiefe von einigen Fuß bis 5 und 6 Metern meist in großen Mengen bei einander sitzen. Beim Fange wird die Muschel mit lammarartigen,

eisernen Instrumenten vom Meeresgrunde abgetraht. Man sammelt den Bart, reinigt ihn mit Seifenwasser, kammert ihn aus, um zu dicke oder gebrochene Fäden zu entfernen, und erhält etwa ein Drittel Nettogewicht nach der Reinigung. Nun werden etwa drei Fäden des Bartes mit einem Seidenfaden zusammengesponnen. Der so erhaltene Faden wird mit Wasser, das mit ein wenig Zitronensaft vermischt ist, nochmals gewaschen, mit der Hand gerieben und dann mit Plättseifen geplättet. Am Ende der Prozedur gewinnt man einen schönen bräunlichen goldgelben Faden.

Humoristisches.

— Auch nicht schlecht. In einer kleinen bayerischen Stadt war unlängst Gemeinderathssitzung. Man stritt heftig hin und her, ob dem Geflügelzucht-Verein zu einer Geflügel-Ausstellung wiederum eine städtische Prämie von 100 M. zu bewilligen sei. Nachdem von der einen Seite darauf hingewiesen worden war, daß dann auch die Gesangsvereine mit Unterstützungsgesuchen kommen würden, rief einer der Väter der Stadt aus: „Ach was, singen kann ein jeder, aber Eier legen nicht!“ Stürmische Heiterkeit folgte und die 100 M. wurden bewilligt.

— Das böse Gewissen. Im französischen Parlament giebt es einen Abgeordneten, der heißt Grenier, ist ein Muselman und trägt Burnus und Turban. Jüngst erschien ein zweiter Abgeordneter in den Wandelhallen der Kammer mit einem rothen Fetz auf dem Haupte. Mit bezug darauf veröffentlicht nun der „Figaro“ folgendes Gespräch zwischen Abgeordneten:

„Das wäre sehr heiter, wenn jeder von uns mit einer besonderen Kopfbedeckung hier erscheinen würde!“

„Und doch weiß ich eine, die keiner von uns aufzusehen wagen würde!“

„Was ist das für eine, mein lieber Kollege?“

„Der — Panama!“

Bermischtes vom Tage.

— In den Berliner Markthallen ist große Nachfrage nach Kornblumen, die für die Centenarfeier bestimmt sind. Sie müssen alle aus — Frankreich bezogen werden.

— Vom Schnee. Auf dem Kamme des Riesengebirges liegt der Schnee 1½ Meter hoch. Schottland, Südfrankreich und die Insel Sardinien wurden in den letzten Tagen von furchtbaren Schneestürmen heimgesucht. Auf Sardinien kamen überdies noch Ueberschwemmungen vor. Auch in Spanien ist die Kälte sehr groß.

— In Grünberg (Schlesien) erschoss ein 28jähriger Mann seine Geliebte und suchte sich darauf selbst zu entleiben. Er giebt an, die That sei durch Spielerei mit dem Revolver geschehen.

— Dsnabrück. Amtlich wird gemeldet: Personenzug 103 von Münster nach Dsnabrück ist am 1. Februar im Tunnel bei Vengerich entgleist, Osnabrücker Ursache ist Schienenbruch. Personen sind nicht verletzt. Beide Gleise gesperrt. Der Betrieb wird theils durch Umsteigen, theils durch Umleitung über Rheine aufrecht erhalten.

— Nach der eigenen Mutter geschossen hat in Wien ein Bursche, während die Leiche seines Vaters in demselben Zimmer aufgebahrt war. Er hatte Geld verlangt, aber keines erhalten.

— In Rotterdam sind am Mittwoch der vorigen Woche drei Arbeiter beim Theeren eines Schiffes durch brennend gewordenen Theer auf entsetzliche Weise ums Leben gekommen. Ein vierter wurde schwer verwundet.

— Explosionen in den unterirdischen Leitungskanälen der elektrischen Anlagen haben am 1. Februar in Brüssel stattgefunden. Pflaster und Ziegelsteine und Erde wurden mehrere Meter hoch emporgeschleudert. Verwundet wurde niemand. Die Explosionen sind darauf zurückzuführen, daß das Beleuchtungsgas, dessen Röhren in denselben Leitungskanälen liegt, durch elektrische Funken entzündet wurde.

— Zu einem großen Krakehl, in dem es auf beiden Seiten mehrere Verwundete gab, kam es in Brüssel zwischen Pferdebahnlutschern und den Kutschern eines Leichenzuges. Die Erleren hatten den Leichenzug aufhalten wollen.

— Dem Konvikt für die Hörerinnen des Petersburger Medizinal-Instituts für Frauen sind aus den Beständen der Reichskrenten 65 000 Rubel angewiesen worden.

— Aus dem Taganroger Hafen (Rußland) war vor drei Wochen bei einem heftigen Sturm eine mit sechs Matrosen besetzte Bark in das Asow'sche Meer getrieben worden. Man hielt die Leute, die nur für einige Tage Lebensmittel besaßen, schon lange für todt. Jetzt sind sie, wenn auch zu Tode erschöpft, unvermuthet bei Malitopol gelandet.

— Wenn zwei dasselbe thun u. s. w. Dieser Spruch gilt auch in Nordamerika. Der Gouverneur von Iowa steht wegen Mißachtung des Gerichts unter Anklage. Wenn die Richter wollen, kann er verurtheilt und eingesperrt werden. Er wird aber keine Stunde sitzen. Er besitzt als Gouverneur das Begnadigungsrecht, kann also auf die Gerichtsbeschlüsse — pfeifen.

— Der Bürgermeister der nordamerikanischen Stadt Kanjas City ist eine Frau. Ihr Mann ist städtischer Beamter.

— Die Pest tritt in Bombay besonders heftig in den Gefängnissen auf.